

geringe Vielfalt der Berichterstattung bemängelt.

Bernhard Seiler geht in seiner Studie davon aus, dass besonders Magazin- und Dokumentationsformate über gute Voraussetzungen verfügen, wissenschaftliche Themen zu vermitteln. Da sich die Formate jedoch unterscheiden, rufen sie unterschiedliche Wirkungen beim Zuschauer hervor. Daher möchte er „Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Vermittlung wissenschaftlicher Inhalte im deutschen Fernsehen durch Magazin und Dokumentation theoretisch und empirisch [...] untersuchen.“ (S. 14). Die theoretische Fundierung der Fragestellung erfolgt über eine wenig fokussierte Darstellung von Theorien und Modellen der Medienwirkungsforschung und der Verständlichkeitforschung. Die Befunde seien vor allem deshalb wichtig, da die Macher von Wissenschaftssendungen um die komplexen Eigenschaften des Zuschauers wissen müssen (S. 71). Schließlich folgen noch Ausführungen, wie wissenschaftliche Inhalte im Fernsehen dargestellt werden.

Wie auch in der Publikation von Katharina Kowalewski liegt die Schwäche des Buches vor allem darin, dass die Ausführungen auf einem veralteten Forschungsstand basieren. Auch die Beschreibung der methodischen Vorgehensweise erfolgt unzureichend. Deutlich wird hier nur, dass jeweils fünf Ausgaben der Magazine „Abenteuer Wissen“ (ZDF) und „Quarks & Co.“ (WDR) sowie der Dokumentation „BBC exklusiv“ (Vox) untersucht werden und dass das Untersuchungsdesign aus 1) Konzeptionsanalyse, 2) Inhaltsanalyse und 3) Rezeptionsdatenauswertung besteht. Ausführungen zur Operationalisierung und Konstruktion der Erhebungsinstrumente fehlen ebenfalls.

Die Befunde im Ergebnisteil überraschen dennoch kaum. So wird der Hauptunterschied der Magazine im Vergleich zur Dokumentation u. a. in der Kleinteiligkeit durch kurze Beiträge und durch den Moderator ausgemacht. Zudem werden die Häufigkeiten einer Reihe von formalen Darstellungselementen kurz abgehandelt. Auch hier kommt Seiler zu wenig überraschenden Ergebnissen. Die Ergebnisse der Rezeptionsdaten-Auswertung basieren auf dem Datenmaterial der GfK-Fernsehforschung, anhand derer Seiler zu dem Schluss kommt, dass modern orientierte Zuschauer vor allem Magazinen, traditionell orientierte Zuschauer hingegen eher Dokumentationen zugetan sind, was weder belegt noch fundiert begründet wird. In den abschließenden Zusammenfassungen erfolgt kaum eine Rückbindung an den theoretischen Teil.

Insgesamt handelt es sich bei beiden Buchpublikationen zwar um thematisch relevante Studien, die teilweise interessante Befunde präsentieren. Allerdings belegen beide Bücher gleichermaßen, wie problematisch es sein kann, Magisterarbeiten ohne intensive inhaltliche Überarbeitung in Buchform zu veröffentlichen.

Jutta Milde

Florian Hartling

Der digitale Autor

Autorschaft im Zeitalter des Internets

Bielefeld: transcript, 2009. – 377 S.

ISBN 978-3-8376-1090-1

Was war die Euphorie doch groß, als Mitte der 90er Jahre die ersten Experimente mit digitalen Schreibformen im noch jungen World Wide Web publik gemacht und lebhaft diskutiert wurden. Zunächst in erster Linie von einem Häuflein literarischer und wissenschaftlicher Außenseiter, dann sickerte der Diskurs, der sich in erster Linie an der delinearen verlinkten Struktur des Hypertextes orientierte, langsam in die Ränder der akademischen Literaturwissenschaft und wurde, dank einiger öffentlichkeitswirksamer Wettbewerbe, auch von einem größeren Publikum wahrgenommen. Doch insgesamt währte die Zeit der literarischen Experimente im und mit dem Internet und World Wide Web nicht viel länger als zehn Jahre; die Wettbewerbe schließen weitgehend ein, die literarischen und wissenschaftlichen Netzliteratur-Pioniere wandten sich – mit wenigen Ausnahmen – anderen Tätigkeiten und Themen zu.

Dass der Netzliteratur und ihren Protagonisten heute nicht mehr viel bleibt, als sich selbst zu historisieren, kann man gut an Florian Hartlings 2009 erschienener Dissertation „Der digitale Autor – Autorschaft im Zeitalter des Internets“ ablesen: Die Arbeit ist weniger – wie der Titel vermuten ließe – eine aktuelle Analyse der verschiedenen Dimensionen der Autorschaft und der Veränderung ihrer Paradigmen im digitalen Zeitalter, sondern sie ist vielmehr eine recht minutiöse Rekonstruktion der theoretischen Diskurse um das Genre der Netzliteratur von ihren Anfängen Mitte der 90er Jahre bis zur Gegenwart. Nur war und ist die Netzliteratur eine Randerscheinung im Literaturbetrieb, sie hat allerdings ein großes Verdienst: Ihre experimentelle Ausrichtung, die nicht zuletzt traditionelle Schreibformen und deren Mythen reflektierte und teilweise auch auszuhebeln versuchte (Stichwort: kollektive Autorschaft), regte die literaturwissenschaftliche Reflexion über

die klassische Autor-Werk-Leser-Trias fruchtbar an und zeigte auf, dass die Geschichte der neuzeitlichen Literatur nicht erst seit den digitalen Vernetzungsmedien immer auch eine der kollektiven Autorschaften, der Hinterfragung der Geschlossenheit des Werkes und der Rolle des Lesers gewesen ist. So setzt auch Hartling an den Anfang seiner Arbeit die Erkenntnis, „dass genialistische und kollektive Autorschaftsmodelle nicht eindeutig an bestimmte Medien gebunden werden können“ (S. 57).

Hartlings ausführliche Studie besteht nun allerdings hauptsächlich darin, einen Überblick über die verschiedenen literaturwissenschaftlichen Diskussionslinien zu bestimmten Themenkomplexen zu geben, die er dem semantischen Feld „Autor“ zuordnet. So besteht die Hälfte der Dissertation schließlich aus Diskussionszusammenfassungen – der Diskurse über Netzliteratur und digitale Poesie genauso wie um Autorschaftsmodelle und um die Modellierung des Internets als technischem Dispositiv. Die umfassenden und sich teilweise über Jahrzehnte erstreckenden wissenschaftlichen Diskussionen können dabei naturgemäß nur sehr kurorisch referiert werden, so dass sich der Leser nach 100 Seiten Lektüre fragt, ob es nicht fruchtbare gewesen wäre, von vornherein eine eigene Position zu skizzieren und nur im Bedarfsfall auf die im Hintergrund stehenden Diskurslinien zu verweisen. Der Referatsstil, in dem die Diskussionszusammenfassungen erfolgen, wirkt schnell ermüdend und führt zudem nicht zur Präzisierung der eigenen Position. Zwar verortet sich Hartling im Kontext der von S. J. Schmidt begründeten Empirischen Literaturwissenschaft und versteht Autorschaft in erster Linie als Handlungsmodell, jedoch verbleibt er weitgehend in Feststellungen verhaftet, anstatt sich zu wirklichen Thesen vorzuarbeiten.

Ein weiteres Problem der Arbeit, die 2007 eingereicht wurde, also zu einer Zeit, in der die Web 2.0-Technologien schon neue Schreibformen wie Blogs und Wikis hervorgebracht hatten, besteht darin, diese zwar in die Betrachtung mit einzubeziehen, sich in weiten Teilen dann aber doch an einer Literaturform zu orientieren, die seit Beginn der 2000er Jahre weitgehend stagniert und kaum neue Entwicklungslinien hervorgebracht hat. Digitale Autorschaft allein im literarischen Bereich zu verorten, greift viel zu kurz angesichts der großen Diskussionen über die Urheberrechts-Problematik, wie sie durch Archivierungsprojekte globalen Ausmaßes (z.B. Google Books) derzeit geführt werden. Hier wäre ein Blick über die Grenzen des literaturwissenschaftlichen Autorenbegriffs mehr als angebracht gewesen.

So ist Hartlings Arbeit in erster Linie Ausdruck einer rasch fortschreitenden Historisierung eines Diskurses, der vor gerade mal 15 Jahren begann, und verweist somit mehr als deutlich auf die schrumpfende Halbwertzeit wissenschaftlicher Diskussionen um die digitalen Medien. Indirekt zeigt sie die Vergänglichkeit mancher experimenteller Schreibformen: Der Netzliteratur, die in der Anfangszeit des WWW zweifellos ausgesprochen wichtige Denkanstöße gegeben hatte, ist es nicht gelungen, zu einer künstlerisch überzeugenden, langfristig überlebensfähigen Form zu finden – was heute noch existiert, sind entweder Performance-orientierte Arbeiten mit dem Netz (z. B. Johannes Auer) oder ironische Reflexionen der verschiedenen „Trends“ im Internet (Susanne Berkenheger), die eher der Netz- oder Performancekunst zuzuordnen sind. Die Probleme und Perspektiven für die Zukunft des Autorschaftskonzeptes jedoch sind, so bleibt zu vermuten, in anderen vernetzten Schreibtechniken zu verorten, so dass Hartling letztlich zwar eine Geschichte der Netzliteratur und ihres theoretischen Diskurses schreibt, innerhalb dieses begrenzten Feldes aber keine zukunftsweisenden Thesen für die Entwicklung des Autorenkonzeptes ableiten kann.

Christiane Heibach

Paul Kirchhof

Die Finanzierung des öffentlich-rechtlichen Rundfunks

Baden-Baden: Nomos, 2010. – 77 S.

ISBN 978-3-8329-5838-1

Bereits im Wahlkampf zur Bundestagswahl 2005 hatte der Verfassungs- und Steuerrechtler Paul Kirchhof ein grundlegendes und massiv vereinfachendes Steuerreformkonzept vorgelegt. Dem „Professor aus Heidelberg“, wie Gerhard Schröder ihn nannte, wurde allerdings seine fehlende politische Erfahrung zum Verhängnis und das Modell wurde verworfen. Kirchhofs aktuelles Rundfunkfinanzierungskonzept zeichnet sich ebenfalls durch Vereinfachung aus und ist darüber hinaus politisch opportunit. Abgesehen von einem Vorwort, einem kurzen Unterpunkt (B. I, S. 18) und kleinen editorischen Veränderungen, die die Übersichtlichkeit steigern, ist das Nomos-Buch im Mai 2010 als ein von Kirchhof im Auftrag von ARD, ZDF und Deutschlandradio verfasstes Gutachten erschienen. Der Autor schlägt darin einen geräteunabhängigen Rundfunkbeitrag vor, der an den Haushalt und die Betriebsstätte